



Maria – offen für Gott, Segen für viele

Als an einem schönen Sommertag mehrere Familien mit ihren Kindern im Pilgerhaus in Schönstatt waren, hatten die Jungen in einer unbeobachteten Minute entdeckt, dass man an dem Betonrelief hinter dem Pilgerhaus wunderbar klettern kann. Das Betonrelief an der Außenseite der Altarwand der Hauskapelle stellt ein Marienbild dar. Der Strahlenkranz, der den Kopf der Gottesmutter umgibt, ist in kräftigen Betonrippen modelliert. Und genau diese Betonrippen hatten diese großen Kindergartenkinder als Kletterwand ausgenutzt. Sie waren der Gottesmutter nicht auf der Nase herumgesprungen, so ehrfürchtig waren sie schon; aber an den Herrlichkeitsstrahlen der Gottesmutter hatte sich einer bis zum oberen Ende der Mauer hochgezogen.

Sich emporziehen an den Herrlichkeiten der Gottesmutter

Ich sage das nicht, damit beim nächsten Schönstatt-Besuch manche Kinder einer neuen Freizeitbeschäftigung nachgehen können. Dazu ist die professionell errichtete Kletterwand vom Haus Wasserburg viel geeigneter und ungefährlicher. Sonst bekämen diese Kinder sicher Ärger mit dem Pilgerhaus und ich ebenfalls, weil ich dazu angestiftet hätte. Aber wenn wir diesen Vorgang einmal als symbolische Handlung auffassen – ist das nicht ein schönes Bild: sich emporziehen an den Herrlichkeiten der Gottesmutter?

Wir Menschen brauchen um unsere Seele und unseren Geist wachsen zu lassen, Werte, die nicht abstrakt beschrieben sind, sondern die zu erleben und zu beobachten sind an lebendigen Menschen oder an historischen Personen, die uns durch Biographien, Romane oder Filme als lebendige Personen begegnen.

Siegfried Lenz lässt in seinem Roman „Das Vorbild“, der im Hamburg der Sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts spielte, einen Achtundsechziger sagen: „Vorbilder sind doch nur eine Art pädagogischer Lebertran, den jeder mit Widerwillen schluckt, zumindest mit geschlossenen Augen. Die erdrücken doch den jungen Menschen, machen ihn unsicher und reizbar, und fordern ihn auf ungeziemende Weise heraus. Vorbilder im herkömmlichen Sinn, das sind doch prunkvolle Nutzlosigkeiten, Fanfarenstöße einer verfehlten Erziehung, bei der man sich die Ohren zuhält.“¹

Was dieser Lehrer in seiner chronischen Protesthaltung nicht wahrnehmen konnte, war doch die Tatsache, dass fast alle Musiker, Sportler oder Wissenschaftler in ihrer Kindheit und Jugend ein Vorbild entdeckt hatten, dem sie nacheifern wollten.

Wenn wir auf die Wirkungsgeschichte der Marienverehrung der letzten Jahrzehnte schauen, dann können sich die Älteren bestimmt noch an die vielen Superlative erinnern, mit denen die Herrlichkeit Mariens beschrieben worden sind in Andachten und Liedern. Diese Privilegien-Mariologie wirkte wirklich wie die Vorbildkritik des Romanhelden von Lenz. Demgegenüber wirkte dann das Lied: „Du bist eine von uns,



Maria“ befreiend und holte Maria vom Sockel aus unerreichbarer Höhe auf einen Menschen auf Augenhöhe.

Du bist eine von uns

Du bist eine von uns Maria, du bist eine von uns auf unserem Weg.

Du gehst mit uns auf unseren Strassen den steinigen Weg in der Spur deines Sohns.

Ich suche dich nicht hoch über den Wolken.

Ich suche dich nicht auf Säulen aus Stein.

Ich suche dich nicht in Samt und in Seide.

Ich suche dich nicht in Gold und Brokat.

Du bist eine von uns Maria, du bist eine von uns auf unserem Weg.

Du gehst mit uns auf unseren Straßen den steinigen Weg in der Spur deines Sohns.

Ich sehe dich an, du einfaches Mädchen.

ich sehe dich an, du Mutter in Not.

Ich sehe dich an voll Schmerzen und Tränen.

Ich sehe dich an, du glaubende Frau.

Du bist eine von uns ...

Ich brauche dich hier, hier auf uns'rer Erde.

Ich brauche dich hier, hier ganz nah bei mir.

Ich brauche dich hier als Schwester im Glauben.

Ich brauche dich hier als Mutter am Weg.

Du bist eine von uns...ⁱⁱ

Nähe und Größe – geht das zusammen? Hape Kerkeling schreibt in seinem Pilgertagebuch „Ich bin dann mal weg“, dass ihm die Pilger die sympathischsten Weggefährten waren, die nichts von seiner Berühmtheit im deutschen Fernsehen wussten, weil sie Ausländer waren. Er begegnete ihnen als Mensch, sie begegneten ihm als Menschen. Und einige, die ihn vom Fernsehen her kannten, mussten dann unbedingt ein Selfie mit dieser Berühmtheit machen.

Im Stillen hofften sie wohl, dass etwas von seinem Glanz auf sie strahlen würde. Es scheint wohl etwas Urmenschliches zu sein, dass Promis faszinieren. Die spannende Frage ist allerdings: Begnüge ich mich damit, gleichsam durchs Schlüsselloch der Regenbogenpresse auf das Leben der Promis zu schauen, oder lasse ich mich durch die tatsächliche Größe der Vorbilder zum eigenen Wachstum anregen?

Der Gründer Schönstatts, Pater Kentenich, sprach oft davon, dass jeder Christ sich bemühen sollte, eine kleine Maria zu werden. Aber damit die Sehnsucht in einem



Menschen überhaupt wachsen kann, braucht sie ein erstrebenswertes Ziel. Wenn wir uns also von einer Eigenschaft, einer Äußerung oder einer Handlung Marias anregen lassen, ihr ähnlich zu werden, dann können wir aus der Komfortzone unseres Lebens herausfinden in die Wachstumszone:

Maria: Mensch mit Christusnähe

Schauen wir einmal auf den Menschen Maria, den Menschen mit der größtmöglichen Christusnähe! Da finden wir:

- Ihr vertrauensvolles Ja-Sagen in der Verkündigungsstunde;
- ihr Im-Herzen-bewahren-Können der Höhepunkte ihres Lebens;
- ihr treues Ausharren unter dem Kreuz;
- ihr „Fiat“ (= mir geschehe),
- ihr „Magnifikat“ (meine Seele preist die Größe des Herrn),
- ihre achtsame Wahrnehmung: „Sie haben keinen Wein mehr.“
- ihr Hinweis: „Was er euch sagt, das tut!“
- ihre schmerzliche Frage: Kind, wie konntest du uns das antun?“

Aus diesen biblischen Befunden haben sich in der Gebetstradition im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Kosenamen für Maria entwickelt:

Mutter, Jungfrau, Königin, Fürsprecherin, Immaculata, Zuflucht der Sünder, Trösterin der Betrübten und viele andere Titel, die den Eingang in die lauretanische Litanei gefunden haben.

Im Blick auf ihre Beziehungen zur Trinität können wir sprechen von
der Mutter des Sohnes,
der Tochter des Vaters,
der Braut des Hl. Geistes.

In manchen Gegenden und zu manchen Zeiten gab es ganz typische Marienbilder und Marienfiguren. Sie sind Hinweis dafür, unter welchem Gesichtspunkt Maria den Gläubigen besonders sympathisch war. In der Romanik finden wir die strengen Figuren des Sitzes der Weisheit. In Frauenklöstern des Mittelalters finden wir das Bild des hortus conclusus, des geschlossenen Paradiesesgarten. Durch alle Jahrhunderte hat das Bild Mutter mit Kind Menschen angesprochen.

In Leidenszeiten wurden die sogenannten Vesperbilder, also wo Maria ihren toten Sohn im Schoß trägt, zu Trostbildern. Bei diesem Motiv möchte ich ein wenig verweilen. Dazu möchte ich als Hinführung und als Kontrastbild ein anderes Bild beschreiben:

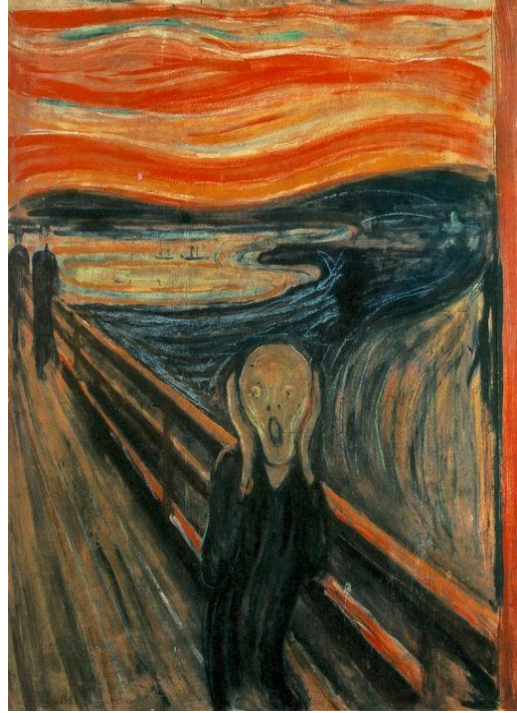
Der Schrei


Der norwegische Maler Edvard Munch (*1863 +1944) lebte von 1892 bis 1908 vorwiegend in Deutschland. Zu seinen bekanntesten Gemälden zählt der Schrei: Eine Person auf einer Brücke presst beide Hände seitlich an den Kopf, die Augen sind schreckweit geöffnet und aus dem aufgerissenen Mund scheint man den Schrei zu hören, der da ausgestoßen wird. Diesem Motiv hatte sich Edvard Munch mehrere



Male über ein paar Jahre gewidmet. Biographen meinen, er habe mit dem Malen dieses Motivs seine eigenen Panikattacken versucht zu „behandeln“ – intuitive Ergotherapie sozusagen. Ich lade Sie zu einem Gedankenexperiment ein:

Stellen Sie sich vor, dass in allen Kirchen, Kapellen und Bildstöckchen die Marienbilder mit Kind ausgetauscht würden mit diesem Bild von Munch. Wenn wir die Bilder aus dem Bürgerkrieg in Syrien oder im Sudan, wenn wir die Hungerbilder aus Ostafrika, wenn wir die an den Strand gespülten Leichen aus dem Mittelmeer, die Opfer von Selbstmordattentaten sehen, dann kann einem sogar der Schrei im Halse steckenbleiben. In der persönlichen Betroffenheit würden wir uns in diesem Bild von Munch wiederfinden. „Es ist zum Schreien!“ Doch reicht das aus? Haben wir dann die Energie, etwas zum Besseren, zum Menschlicheren zu verändern? Es gibt vielerlei Selbsthilfegruppen, in denen sich Menschen mit gleichen Problemen zusammenschließen, um sich gegenseitig zu ermutigen.



Der Schrei (Edvard Munch, 1893) 
Foto: Wikipedia, gemeinfrei

Therapeuten weisen darauf hin, dass Mitmachen in einer Selbsthilfegruppe erst dann Sinn macht, wenn die Betroffenen der eigenen Seele erlauben, sich anstecken zu lassen vom Funken der Hoffnung, der überspringt, wenn man hört, wie andere Betroffene trotzdem Ja zu ihrem Leben sagen. Ein technischer Vergleich: Wenn ein Waggon mit 10 Reisenden allein in einem Tunnel steht ohne Licht, dann können sich die Passagiere gegenseitig trösten: Du bist nicht allein in diesem Dunkel. Wenn nun eine Lokomotive in den Tunnel fahren würde und den Waggon ankoppeln würde, dann könnte die Lok den Wagen aus dem Tunnel ins Helle ziehen und alle Passagiere wären wieder im Licht.

Vom Einfühlen und Mitfühlen

Was für die Lok und den Waggon das Ankoppeln ist, das ist für uns Menschen die Empathie, das Einfühlen und Mitfühlen. Wenn das nicht wäre, würde die Lok ohne Waggon aus dem Tunnel wieder herausfahren. Die Lok „weiß“ aber auch den Weg aus dem Tunnel und hat die Kraft, sich selbst und den Waggon aus dem Tunnel zu ziehen. – Wenden wir uns wieder der Kunst zu: Das Bild der Schrei könnte uns deutlich spiegeln, wie schlimm es um uns und unsere Welt bestellt ist. Aber dieses Bild könnte uns nicht „herausziehen“.

Das Bild von Maria und Jesus, das Bild von Mutter und Kind, von einer gelungenen Beziehung zwischen Erlöser und Erlöster kann uns weiterführen.



Die SS-Lagerleitung hatte eine einfache künstlerische Ausstattung der Priesterbaracke zugelassen; denn sie benutzte diesen Raum als Vorzeigeobjekt, um offiziellen Besuchern zu demonstrieren, wie gut die Priester im KZ behandelt würden. Nach der Befreiung des Konzentrationslagers (am 30. April 1945 - durch US-amerikanische Soldaten) wurde die Figur im Dachauer Pfarrhaus aufbewahrt. 1955 haben 130 ehemalige Priesterhäftlinge die Madonnenstatue im Rahmen einer Gedenkstunde zur 10-jährigen Wiederkehr der Befreiung in einer feierlichen Prozession in die Pfarrkirche St. Jakob überführt. Später hat man die Figur in der neu erbauten Kirche Heilig-Kreuz in Dachau-Ost aufgestellt, bis sie 1964 wieder auf das Gelände des ehem. KZs, in die neu gebaute Karmelkirche zurückkehrte. Als die Statue von Mutter und Kind 1943 in die Kapelle der Priesterbaracke kam, was das ein Zeichen der Hoffnung und des Trostes. Sehr deutlich hat das der KZ-Häftling und spätere französische Kulturminister Edmond Michelet ausgedrückt:



Foto: P. Elmar Busse

„In einer unmenschlichen Umwelt, in einem Ozean von Hass, der uns verschlingen wollte, war die menschliche Milde, die unerschöpfliche und stets erreichbare Güte von Maria uns oft Anlass zur Freude. Durch die Betrachtung der allerseligsten Jungfrau Maria zu Füßen des Kreuzes fanden wir einen neuen Sinn unseres Elends; mehr noch: in der Betrachtung ihres ununterbrochenen Eintretens für uns verstanden wir immer besser, was unsere eigene Haltung sein könnte, sowohl in den Tagen unseres Todes als später, wenn die Rechnungen beglichen würden. Keine Sprache wird je die unendliche Dankbarkeit derjenigen wiedergeben können, die die Gnade dieser Umformung ihrer Leiden erlebt haben und diese geradezu alles umstürzende Entwaffnung des Hasses.“ⁱⁱⁱ

Umformung des Leiden möglich

Pater Kentenich hatte schon vor Dachau immer wieder die alte katholische Erfahrung zitiert: „Maria überwindet alle Häresien.“ Zu Beginn der NS-Zeit konkretisierte er diese Erfahrung: Maria hilft auch bei der Überwindung der Häresien, die das gottgewollte Menschenbild betreffen. In Dachau litten die Häftlinge unter den mörderischen praktischen Konsequenzen, die sich aus einem falschen Menschenbild ergaben. Der Blick auf die Marienstatue in der Lagerkapelle, diese „Momentaufnahme“ gelungener Beziehung zwischen Mutter und Kind erinnerte die Häftlinge, dass es noch eine andere Wirklichkeit gab als die Grausamkeiten und Verdemütigungen des Lagers.



Wir befinden uns am Beginn des Adventes. Da sind wir eingeladen, in den Rorate-Messen der Gottesmutter unsere Verehrung zu zeigen und unsere Liebe zu ihr auszudrücken. Auch wenn wir längst nicht diese Unmenschlichkeiten eines KZ's zu erleiden haben, so können uns doch die Berichte von den Grausamkeiten weltweit am Menschen und an der Menschlichkeit zweifeln lassen.

In solchen Momenten tut es einfach gut, auf den ganz heilen und voll beziehungs-fähigen Menschen Maria zu schauen und ihre innige Beziehung zu ihrem und unserem Erlöser auf uns wirken zu lassen. Das kann uns motivieren, in unserer Umgebung für ein menschlicheres Miteinander einzutreten und zu sorgen.

Die Sehnsucht wachsen lassen

Und doch werden wir bei aller Freude über Erreichtes ehrlich feststellen müssen: Es ist zu wenig. Die Adventzeit möchte uns anregen, aus der Analyse, es ist zu wenig, nicht in die Resignation zu fallen, sondern die Sehnsucht wachsen zu lassen. Da lassen sich Parallelen zum Lebens Marias vor der Verkündigungsstunde ziehen. Ihre Sehnsucht nach dem Messias klingt nach in dem Magnifikat, das sie dann später bei ihrer Begegnung mit Elisabeth anstimmt. Die Sehnsucht wird fokussiert als Erwartung an Gott. Zu Recht sind viele unserer Adventlieder ausgesprochene Sehnsuchtslieder.

Diese Sehnsucht hatte damals Maria geöffnet für Gott und seine Verheißungen.

Diese Sehnsucht kann auch uns öffnen für Gott und seine Verheißungen.

Deshalb hatte ich in den Titel der heutigen Meditation den ersten Teil umschrieben mit „Offen für Gott“.

Weil Maria die ganz offene Frau für Gott war, konnte sie ganz von Gott erfüllt und ausgefüllt werden. Aus der Christusträgerin während der Schwangerschaft wurde die Christusbringerin in Bethlehem für die Hirten und die Weisen. Das ist keine Ausnahmeberufung. Die Ausnahme besteht nur in der Radikalität und Unüberbietbarkeit, wie sie Christusträgerin und Christusbringerin war.

Aber da Gott sich im Umgangsstil mit uns Menschen gleichbleibt, dürfen wir damit rechnen, dass auch wir die Berufung zum Christusträger und Christusbringer haben. Je mehr wir durchlässig werden für das Wirken Gottes in uns und durch uns, desto mehr können wir zum Segen für andere werden.

P. Elmar Busse

ⁱ Siegfried Lenz, Das Vorbild, Hamburg 1972, S. 38.

ⁱⁱ Text: Bruder Samuel Schraufstetter.

ⁱⁱⁱ Edmond Michelet, Rue de la Liberté, Paris 1955; Deutsche Übersetzung: Die Freiheitsstraße. Dachau 1943-1945, Stuttgart o.J. (1960) hier zit. in Rundbrief des internationalen Karl Leisner Kreises Nr. 50 vom Februar 2005, S. 48f.